

17. November 2007

## **Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel**

**Oder warum Worte beim Schreiben etwas anderes werden müssen, um genau zu sein**

**Die Schriftstellerin Herta Müller hält dieses Jahr die Zürcher Poetikdozentur. Wir drucken nachfolgend die erste von drei Vorlesungen in einer leicht gekürzten Fassung ab.**

*Von Herta Müller*

Die Frisuren der Frauen waren von hinten gesehen sitzende Katzen. Warum muss ich sitzende Katzen sagen, um die Haare zu beschreiben?

Alles wurde immer etwas anderes. Zuerst unauffällig etwas anderes, wenn man es nur so für sich ansah. Dann aber nachweislich etwas anderes, wenn man Worte dafür finden musste, weil man darüber sprach. Wenn man im Beschreiben genau sein will, muss man im Satz etwas finden, das ganz anders ist, damit man genau sein kann.

Jede Frau im Dorf hatte einen langen dicken Zopf. Doppelt zusammengelegt wurde der Zopf am Hinterkopf senkrecht nach oben geführt und mit einem halbrunden Hornkamm oberhalb der Kopfmitte hochgesteckt. Die Zähne des Hornkamms verschwanden im Haar, von seinem gewölbten Rand schauten nur die äusseren Ecken wie kleine, spitze Ohren heraus. Mit den Ohren und dem dicken Zopf sah der Hinterkopf der Frauen wie eine kerzengerade sitzende Katze aus.

### **Die eingebildeten Schlangen**

Diese vagabundierenden Eigenschaften, die einen Gegenstand in einen anderen verwandelten, waren unberechenbar. Sie verzerrten die Wahrnehmung blitzschnell, machten aus ihr, was sie wollten. Jeder dünne, im Wasser schwimmende Ast glich einer Wasserschlange. Wegen der ständigen Angst vor Schlangen habe ich Angst vor dem Wasser gehabt. Nicht aus Angst vor dem Ertrinken, sondern aus Angst vor dem Schlangenholtz, vor diesen dünnen schwimmenden Ästen, habe ich nie schwimmen gelernt. Die eingebildeten Schlangen wirkten stärker, als wirkliche es vermocht hätten, sie waren immer in den Gedanken, immer wenn ich den Fluss sah.

Und immer wenn die Begräbnisse sich dem Friedhof näherten, wurde das Ziehlöcklein geläutet. Ein langer Strick, daran die kleine, in kurzen Tönen dringlich bimmelnde Glocke – für mich war das die Friedhofschlange, die mit ihrer zuckersüssen Zunge die Leute ins Sterben und die Gestorbenen zum Streicheln ins Grab lockte. Und das Streicheln tat den Toten gut, das spürte man regelrecht am Windhauch auf dem Friedhof. Was den Toten guttat, das ekelte mich. Und je mehr es mich ekelte, umso mehr musste ich daran denken. Denn einen Luftzug, irgendeinen kühlen oder warmen dünnen Wind, gab es immer, und er verstörte mich. Aber statt mich zu beilen, hetzte mir nur der Atem, und ich trug das Wasser langsam, goss die Blumen langsam, um länger zu bleiben. Das war vielleicht eine Sucht, diese im Kopf eingebildeten Gegenstände mit ihren vagabundierenden Eigenschaften. Ich suchte sie fortwährend, deshalb suchten sie mich.

Als meine beste Freundin sich einen Tag vor der Auswanderung von mir verabschiedete, als wir uns umarmten und dachten, wir werden uns nie wiedersehen, weil ich nicht mehr ins Land hinein darf und sie nie aus dem Land hinaus – als sich die Freundin also verabschiedete, konnten wir uns nicht voneinander losreissen. Sie ging dreimal zur Tür hinaus und kam jedes Mal wieder zurück. Erst nach dem dritten Mal ging sie von mir weg, ging so lang gleichmässig im Takt, wie die Strasse lang war. Die Strasse lief gerade,

so sah ich ihre helle Jacke klein und kleiner und seltsamerweise mit der Entfernung greller werden. Ich weiss nicht, glänzte die Wintersonne, es war damals Februar, glänzten meine Augen in sich selbst vom Weinen, oder glänzte der Stoff der Jacke – eines weiss ich jedenfalls: Ich schaute der Freundin hinterher, und ihr Rücken glitzerte im Weggehen wie ein Silberlöffel. So konnte ich die ganze Trennung intuitiv in ein Wort fassen. Ich nannte sie Silberlöffel. Und das war es auch, was den ganzen Vorgang mühelos aufs Genaueste beschrieb.

Ich traue der Sprache nicht. Am besten weiss ich von mir selbst, dass sie sich, um genau zu werden, immer etwas nehmen muss, was ihr nicht gehört. Ich weiss nicht, warum Sprachbilder so diebisch sind, weshalb raubt sich der göltigste Vergleich Eigenschaften, die ihm nicht zustehen? Erst durchs Erfinden entsteht die Überraschung, und es beweist sich immer wieder, dass erst mit der erfundenen Überraschung im Satz die Nähe zur Wirklichkeit beginnt. Erst wenn eine Wahrnehmung die andere ausraubt, ein Gegenstand das Material des anderen an sich reisst und benutzt – erst wenn das, was sich im Wirklichen ausschliesst, im Satz plausibel geworden ist, kann sich der Satz vor der Realität behaupten als eigene, wie ins Wort geratene – aber wortgültige Realität.

### **Die Auswanderungskiste**

Meine Mutter war der Ansicht, dass das Schicksal seit je immer im Winter in unsere Familie kommt. Als sie mit mir aus Rumänien auswanderte, war es ja Winter, es war Februar. Vor 20 Jahren.

Ein paar Tage bevor man selber abreiste, konnte man vom Zollposten nahe der Grenze 70 Kilo Gepäck vorausschicken. Verpacken musste man das Gepäck in einer grossen Holzkiste mit vorgeschriebenen Massen. Der Dorftischler baute sie, sie war aus hellem Akazienholz.

Ich hatte diese Auswanderungskiste völlig vergessen. Seit 1987, seit ich in Berlin bin, hatte ich nie wieder an sie gedacht. Aber dann kam eine Zeit, in der ich ganze Tage am Stück an sie denken musste, denn sie spielte weltweit eine wichtige Rolle. Unsere Auswanderungskiste hat Geschichte gemacht, sie war der Mittelpunkt in einem weltbewegenden Geschehen, sie war berühmt geworden, tagelang war sie im Fernsehen. Denn wie das so ist, wenn Gegenstände selbständig werden, wenn sie im Kopf völlig unbegründet in andere Dinge schlüpfen, umso mehr in andere Dinge, je besser der Kopf weiss, dass sie rein gar nichts mit diesen anderen Dingen zu tun haben: Also ich habe unsere Auswanderungskiste ständig im Fernsehen gesehen, weil der Papst gestorben war. Sein Sarg sah aus wie die Auswanderungskiste. Da fiel mir die ganze Auswanderung wieder ein.

Mit einem Lastauto fuhren meine Mutter und ich um vier Uhr nachts mit der Auswanderungskiste los. Fünf, sechs Stunden Weg waren es bis zur Zollstelle. Wir sassen auf dem Anhänger, auf dem Boden im Windschatten der Kiste. Die Nacht war glasigkalt, der Mond schaukelte senkrecht, die Augäpfel wurden einem von der Kälte sperrig wie gefrorenes Obst in der Stirn. Das Blinzeln tat weh, als hätte man Froststaub in den Augen sitzen. Erst schaukelte der Mond schmal und ein bisschen gebogen, später, als es noch kälter wurde, begann er zu stechen, er war spitz geschliffen. Die Nacht war nicht schwarz, sondern durchsichtig, weil sich der Schnee wie ein Abglanz von Taglicht verhielt. Es war auf dieser Fahrt zu kalt zum Reden. Man will den Mund nicht ständig öffnen, wenn der Gaumen friert. Ich wollte keinen Mucks sagen. Und dann musste doch geredet werden, weil meine Mutter vielleicht nur zu sich selbst, aber aus Versehen laut sagte:

Es ist doch immer derselbe Schnee.

Damit meinte sie den Januar 1945, ihre Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion. Schon 16-Jährige standen auf den Listen der Russen. Viele haben sich versteckt. Meine Mutter sass schon vier Tage in einem Erdloch im Nachbargarten, hinter der Scheune. Doch dann kam der Schnee. Man konnte ihr nicht mehr heimlich das Essen bringen, jeder Schritt zwischen Haus, Scheune und Erdloch wurde sichtbar. Man konnte im ganzen Dorf zu jedem Versteck den Weg sehen. Man konnte in den

Gärten die Fussstapfen lesen. Der Schnee denunzierte. Nicht nur meine Mutter, viele mussten freiwillig aus dem Versteck, freiwillig gezwungen vom Schnee. Und das bedeutete dann fünf Jahre Arbeitslager. Das hat meine Mutter dem Schnee nie verziehen.

Dass der dicke Schnee die Hauptschuld an ihrer Verschleppung trägt, glaubt auch meine Mutter bis heute. Sie glaubt, dass der Schnee zwar ins Dorf fiel, als wisse er, wo er ist, als wäre er hier zu Hause. Dass er sich aber fremd verhielt und den Russen sofort zu Diensten war. Der Schnee ist ein weisser Verrat. Genau das meinte meine Mutter mit ihrem Satz: Es ist doch immer derselbe Schnee.

### **Schneeverrat**

Das Wort Verrat sagte meine Mutter nie, sie brauchte es nicht. Das Wort Verrat war da, weil sie es nicht sagte. Und das Wort Verrat wurde mit den Jahren sogar grösser, je öfter sie ihre Geschichte ohne das Wort Verrat erzählte, in Form von wiederholten Sätzen aus immer gleichen gestanzten Formulierungen, die das Wort Verrat nicht brauchten. Sehr spät, erst als ich die Verschleppungsgeschichten schon jahrelang kannte, fiel mir auf, dass im Erzählten das Wort Verrat durch konsequente Vermeidung monströs gross geworden war, so fundamental, dass man die ganze Geschichte in dem Wort Schneeverrat hätte zusammenfassen können, wenn man gewollt hätte. Das Erlebte war so stark, dass alle Jahre danach nur gewöhnliche Wörter fürs Erzählen taugten, keine Abstrakta, kein verstärktes Wort.

Der Schneeverrat ist mein Wort und ist genau so eines wie der Silberlöffel. Für komplizierte lange Geschichten ein direktes Wort, das so viel Unausgesprochenes enthält, weil es alle Einzelheiten meidet. Weil so ein Wort den Verlauf des Geschehens zu einem Punkt verkürzt, verlängern sich im Kopf die Vorstellungen über die zahllosen Möglichkeiten. So ein Wort wie Schneeverrat lässt viele Vergleiche zu, weil keine gemacht worden sind. So ein Wort springt dann aus dem Satz, als wäre es aus einem anderen Material. Dieses Material heisst für mich: der Trick mit der Sprache. Es ist der Trick mit der Sprache, vor dem ich immer so eine Angst habe und der mich süchtig macht. Eine Angst, weil ich beim Tricksen spüre, dass durch den Trick etwas jenseits des Wortes wahr wird, wenn mir der Trick gelingt. Weil ich mit dem Gelingen so lang zu tun habe, als ob ich es verhindern wollte. Und weil ich ausserdem weiss, dass der Spagat zwischen Gelingen und Misslingen wie ein Sprungseil schaukelt, aber es springen die Schläfen, nicht die Füsse. Durch den Trick erfunden, also total künstlich, schwingt so ein Wort wie Schneeverrat. Sein Material verwandelt sich und unterscheidet sich nicht mehr von einer natürlichen, körperlich starken Empfindung.

Im Januar 1945 fuhr meine Mutter im plombierten Viehwaggon ins Lager und jetzt mit mir auf einem Lastauto zum Zoll. Damals wurde sie von Milizen mit Gewehren bewacht, jetzt aber schaute nur der Mond. Damals war sie eine Eingespernte und jetzt eine, die auswandert. Damals war sie 20 und jetzt über 60.

Das war schlimm, mit 60 Jahren und 70 Kilo Gepäck, mit einer Auswanderungskiste im Februar auf dem Lastauto mit dem Mond durch den Schnee zu fahren, aber es gab nichts zu vergleichen mit 1945. Nach jahrelangen Schikanen wollte ich aus diesem Land weg. Auch wenn ich mit den Nerven fertig war, auch wenn es sein musste, um dem Ceausescu-Regime und seinem Geheimdienst zu entkommen, auch wenn es sein musste, um nicht den Verstand zu verlieren, es war DOCH ein Wollen, es war kein Müssen. Ich wollte weg, und sie wollte, weil ich wollte. Das musste ich ihr auf diesem Lastauto sagen, auch wenn mir beim Reden der Gaumen fror. «Hör auf zu vergleichen, der Schnee kann nichts dafür», musste ich meiner Mutter sagen, «der Schnee hat uns aus keinem Versteck getrieben.»

Ich war damals im Kopf nicht mehr weit davon weg, den Verstand zu verlieren. Ich war so kaputt, meine Nerven spielten sich auf gegen mich, mir lief die Angst, die ich hatte, aus der Haut in alle Gegenstände, mit denen ich hantierte. Und sie hantierten sofort mit mir. Wenn man so ein bisschen über den Rand schaut, so ein bisschen im Kopf in Millimetern laviert zwischen abstrus und normal, wenn man sich dabei zuschaut, dann

ist man am äussersten Zipfel der Normalität angelangt.

In diesem Zustand kam ich in Nürnberg an, im Übergangsheim Langwasser. Es war ein hoher Turmblock gegenüber von Hitlers Parteitagsgelände. In dem Block die kleinen Schlafschachteln, die Gänge ohne Fenster nur mit Neonlicht, die unzählig vielen Büros. Und am ersten Tag Verhör beim Bundesnachrichtendienst. Dann am zweiten Tag wieder und mehrmals mit Pausen, und am dritten, am vierten Tag. Mir war schon klar: Die Securitate, die wohnt nicht mit mir in Nürnberg, hier sitzt nur der Bundesnachrichtendienst. Ich war jetzt, wo er war, aber wo, verdammt, wo war ich hier angekommen? Prüfer hiessen diese Vernehmer, Prüfstelle A und Prüfstelle B stand auf der Tür. Der Prüfer A prüfte, ob ich nicht doch «einen Auftrag habe». Das Wort «Spitzel» fiel nicht, aber es wurde geprüft: «Hatten Sie mit dem dortigen Geheimdienst zu tun?» «Er mit mir, das ist ein Unterschied», sagte ich. Es war empörend. Der Prüfer B prüfte dann: «Wollten Sie die Regierung stürzen, nun könnten Sie es doch zugeben, das ist doch jetzt Schnee von gestern.»

Dann passierte es. Ich ertrug nicht, wie hier ein Prüfer mein Leben mit einer Redensart abtut. Ich sprang vom Stuhl auf und sagte viel zu laut: Es ist immer derselbe Schnee. Die Redensart mit dem Schnee von gestern mochte ich auch früher nicht, weil sie, was gestern war, nicht mehr kennen will. Ich spürte jetzt deutlich, was es ist, was ich an diesem Ausdruck mit dem Schnee von gestern nicht ertrage: Ich ertrage nicht, wie gemein sich hier eine Metapher Platz macht, wie sie Verachtung zeigt. Wie unsicher muss dieser Ausdruck sein, wenn er so auftrumpft, sich so arrogant macht. Man muss dem Ausdruck doch entnehmen, dass dieser Schnee gestern wohl wichtig war, sonst müsste man über ihn doch nicht reden, sich heute seiner nicht entledigen. Was mir dann durch den Kopf ging, sagte ich dem Prüfer nicht. – Im Rumänischen gibt es zwei Wörter für Schnee. Eines davon, das poetische Wort für Schnee heisst NEA. Und NEA heisst im Rumänischen auch ein Herr, den man zum Siezen zu gut und zum Duzen zu wenig kennt. Auf Deutsch würde man vielleicht ONKEL sagen. Manchmal wenden die Wörter sich an, wie sie wollen. Ich musste mich gegen den Prüfer wehren und gegen die Suggestion des Rumänischen, das mir sagte: Es ist immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel.

### **Spielen und Essen**

Jeden Winter kam zu uns nach Hause die Weissnäherin. Sie blieb dann zwei Wochen, ass und schlief bei uns. Sie hiess so, weil sie nur weisse Sachen nähte: Hemden und Unterhemden und Unterhosen und Nachthemden und Brusthalter und Strumpfhalter und Bettzeug. Ich hielt mich viel in der Nähe der Nähmaschine auf, ich schaute, wie die Stiche fliessen und eine Naht wird. Als sie den letzten Abend bei uns war, sagte ich nach dem Nachtessen: Näh mir was zum Spielen.

Sie sagte: Was soll ich dir nähen?

Ich sagte: Näh mir ein Stück Brot.

Sie sagte: Dann musst du später alles, was du gespielt hast, essen.

Alles, was man gespielt hat, essen. So könnte man auch das Schreiben definieren. Wer weiss: Was ich schreib, muss ich essen, was ich nicht schreib – frisst mich. Davon, dass ich es esse, verschwindet es nicht. Und davon, dass es mich frisst, verschwinde ich nicht. So ist das, wenn sich Gegenstände selbständig machen und Sprachbilder sich diebisch nehmen, was ihnen nicht gehört. Gerade beim Schreiben, wenn Worte etwas anderes werden, um genau zu sein, stelle ich kopfschüttelnd fest:

Es ist immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel.

Herta Müller, 1957 in Rumänien geboren, lebt seit 1987 als Schriftstellerin in Berlin. 2005 erschien ihr Buch «Die blassen Herren mit den Mokkatassen» im Hanser-Verlag